

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiek in Breslau.

Nr. 7.

Sonntag, den 23. Januar 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonntag, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und Universitätsplatz 16 angenommen.

[Stand der Weltthändel.] Wenn wir heut zuerst einen Blick in's Abgeordnetenhaus werfen, so geschieht es, um die maßlose Sprache einiger Mitglieder desselben bei Gelegenheit der Berathung über den Staatshaushalts-Etat pro 1864 zu konstatiren. Dr. Jacoby, ganz entsprechend seinem früheren Verhalten, eröffnete am 16. d. Mts. den Reigen mit einem Hagel von schweren Beschuldigungen gegen die zeitige Staatsregierung, welche er mit einem „ungetreuen Verwalter,“ dem die ihm ertheilte Disposition über die Gelder entzogen wird, verglich, des „Verfassungsbruches“ anlagte und deren Fortdauer er „unheilvoller entsetzlicher Wirkungen“ bezüchtigte. Nach diesen Expectorationen, die sicher Invektiven viel mehr als Beweisen ähneln, wollte er der Regierung nicht bloß die „Mehrkosten für die Heeresreorganisation,“ sondern überhaupt „alle Geldmittel zur Staatsleitung“ verweigert wissen und proklamierte, daß dieser Regierung gegenüber zu dem letzten Mittel der Nothwehr gegriffen werden müsse — Steuerverweigerung. Mit diesem Radikalismus des wasserklaren Demokratenhums, welches schon 1848 versucht wurde und so schmächtig Glasco machte, wollte es der fortschrittliche Twisten nicht probiren, sondern sich mit der Verweigerung neuer Ausgaben begnügen; alle abzulehnen, sei ein Mißbrauch. Bald aber kam er ziemlich auf Jacoby's Standpunkt. Er bezüchtigte die Regierung des verfassungswidrigen Regiments und bekannte sich zu der Maxime von For, daß, wenn die eine der gesetzgebenden Gewalten das Recht breche, die andere dann an dieses Recht nicht mehr gebunden sei und daß dann das Volk der rechtsbrüchigen Regierung gegenüber nicht mehr die rechtliche und sittliche Pflicht des Gehorsams habe. Herr Twisten steht also auf denselben Voraussetzungen wie Dr. Jacoby und will nur deshalb die allgemeine Steuerverweigerung nicht vom Fortschrittsbause ausgeführt wissen, weil das Haus sich damit blamiren, einen Schlag in die Luft thun würde, vielleicht gar einen Hauptschlag gegen sein eigenes liebes Leben. Da der Erfolg, daß „das Volk auch wirklich aufhöre, die Steuern zu zahlen,“ von dem Jacoby'schen Antrag nicht zu erwarten sei, so sei auf ihn nicht einzugehen. Ja wohl, verehrter Herr Twisten, Sie sind pfiffiger als Jacoby, aber nicht so konsequent, nicht so verwegen. Jacoby überschätzt in seiner demokratischen

Verbissenheit die Macht des Abgeordnetenhauses und berechnet nicht, daß seine „allgemeine Steuerverweigerung“ im Lande nur schwachen Widerhall finden und von der Mehrheit zurückgewiesen und verlacht werden würde, während die etwaige Minderheit alsbald mores lernen dürfte. Herr Twisten dagegen weiß aus Erfahrung, daß Lustfreiche den blamiren, der sie führt, er weiß, daß das Volk nicht aufhören würde, die nothwendigen Steuern zu zahlen und darum schreibt er keine allgemeine Steuerverweigerung aus. Herr Twisten ist ein ausgeprägtes Kind, er rechnet mit den Verhältnissen und dem gesunden Menschenverstande, er will nicht mit dem Kopf durch die Wand dringen, weil er ihn sich einstoßen könnte. O! er ist klug und weise und ihn betrügt man nicht! Trotz herkömmlichen fortschrittlichen Gelächers halte darauf v. Blankenburg gar nicht Unrecht, wenn er hervorhob, daß die demokratische und fortschrittliche Partei das Budgetbewilligungsrecht als Mittel benützen wolle, um die „Nachfrage zwischen der Regierung und der demokratisch-fortschrittlichen Partei“ zu entscheiden und Herr Twisten traue nur noch nicht, daß die Nachfrage für die Steuerverweigerer günstig ausfallen würde. Man wolle eine „parlamentarische Majoritätsdiktatur“ etabliren, welche das verfassungsmäßige Recht der Krone verlege und gehe also auf einen verfassungswidrigen Mißbrauch der Rechte des Abgeordnetenhauses aus. Daraus erklärte sich Waldeck nach einer Lobrede auf das alte Landwehrsystem, welches übrigens bei den wirklichen Landwehrmännern niemals beliebt war, und nach einem prophetischen Versuch über den Sturz des jetzigen europäischen Regiments natürlich zu Gunsten der demokratischen Völkererlösung, gegen Jacoby und machte sonst nur den großen Schnitzer, die Regierung zu beschuldigen, sie habe die „Landwehrverfassung verachtet und mit Füßen getreten,“ was ihm der Präsident als „unparlamentarisch“ vorhob und was nebenbei eine „Unwahrheit.“ Abg. v. d. Heydt bemerkte ganz richtig, daß dem Abgeordnetenhaus nicht allein die Feststellung des Etats zustehe, sondern gemeinsam mit dem Herrenhause und der Krone. So sagt es in der That die „Verfassung“ und jeder Versuch, die Entscheidung über die Staatsausgaben allein in das Abgeordnetenhaus zu verlegen und die beiden andern Gewalten zu bloßen Zusehern herabzusetzen, ist „ver-

fassungswidrig." Nachdem noch der Finanzminister die diversen Anlagen auf „Verfassungsverletzung," „ungeheure Verwaltung" u. zurückgewiesen, wurde der von der Mehrheit des Hauses beliebte Staatshaushalts-Etat nach Ablehnung der Regierungsvorlage angenommen. Als Kern aller fortschrittlichen Reden trat auch diesmal wieder hervor das hohe Lied der Partei: „Das Ministerium muß ab und wir dran." Wir finden diese „Regierungssehnucht" begreiflich, glauben aber nicht, daß ihre Erfüllung so nahe bevorsteht und dem Lande größeres Glück bringen würde, als das gegenwärtige Regiment. Man hat ja die Probe an den Ländern, wo der moderne „Fortschritt" das Heft in Händen hat. Eine Partei, welche die kümmerlichsten Begriffe vom Recht hat, ist nicht berufen, den Rechtsstaat aufzubauen und die Ära einer durch das geachtete Recht beschützten Freiheit zu begründen.

Wie in **Berlin**, so wuchert auch im weiteren **Deutschland** die Zwietracht. Die beiden Großmächte, deren Antrag beim deutschen Bunde auf Inpfandnahme Schlesiens von den mittel-deutschen Kleinstaaten abgewiesen worden, haben erklärt, daß sie es ihrer Stellung schuldig seien, nun selbstständig ohne den „Bund" in Schleswig vorzugehen, wogegen jene wiederum protestiren, welche sich allen Ernstes dazu anschicken, die langgehegte Idee einer dritten deutschen Großmacht zu verwirklichen. An und für sich ist dies Bestreben nicht gerade verwerflich; denn wenn sie ihre Kräfte vereinigen, sind sie eine ganz respectable Macht, während sie einzeln kaum zählen. Freilich aber liegt in dieser größten Selbstständigkeit auch eine Gefahr, insofern sich dann die deutsche Veruneinigung noch vergrößert, welche ohnehin schon die Schwäche Deutschlands bildet. Anlangend zunächst die Forderung dieser deutschen Mittelstaaten, daß des Herzogs Friedrich von Augustenburg Erbrecht in den Herzogthümern anerkannt und die Besetzung derselben von Bundeswegen in diesem Sinne selbst auf die Gefahr eines großen Krieges statthabe, so liegt darin ohne Zweifel für Oesterreich und Preußen Bedenkliches genug. Denn sie müßten schließlich doch die ganze Schwere der Folgen dieses Schrittes tragen und auch die deutschen Kleinstaaten zuletzt noch decken. Daß sie nun für ihre Bedächtigkeit, womit sie vorerst die zweifellosen Verfassungsrechte der Herzogthümer herstellen wollen, ohne vorläufig die Erbfolgefrage zu präjudiciren, von der widerstreitenden und sich an die deutschen Kleinstaaten heftenden nationalvereinlichen Partei gründlich abgekanzelt werden, nimmt uns nicht Wunder. Schmäählich aber ist die Art, wie die Partei mit ihrer abhanden gekommenen „preussischen Spitze" diese Gelegenheit ausbeutet, um allen Schimpf auf Oesterreich auszugießen, wobei die desfallsigen Zeitungsschreiber nebst demokratischem Compagnie es am Lügen nicht fehlen lassen. Während ein schlesiisches Blatt sich die Gemeinheit beikommen ließ, von „Entweihung des schlesischen Bodens durch österreichische Soldaten bei ihrem Durchmarsch nach Holstein" zu sprechen, wahrcheinlich zur Befundung „deutscher Brüderlichkeit," hat die weitere nationalvereinliche Presse sich in Schmähungen und Lügen förmlich überboten. Die badische Fortschrittspresse spricht vom Kaiser von Oesterreich wie von einem bereits entthronten Fürsten, nur noch von einem „Franz Joseph"

mit einem Spott und Hohn, dessen Gemeinheit selbst den Dictator Brentano angewidert hätte, in der Zeit als die Karlsruher Zeitung der Moniteur der badischen Republik war. Mit dem Ausmarsch der österreichischen Truppen nach dem Norden begannen auch die Mergereien gegen diese. Ein förmliches System von halbwayren, ganz falschen und absichtlich entstellten Nachrichten über diese Mannschaften und ihre Führer wurde durchgeführt, um das urtheilslose Publikum zu täuschen und dem deutschen Volke Oesterreich zu verleiden. Zuerst wurde insinuiert, Oesterreich habe für die „rein deutsche Sache" nur „fremde Truppen" gestellt, Polen, Ungarn, Italiener, weil es diesen daheim nicht trauen könne. Dann wurde unterlegt, man werde diesmal die Oesterreicher auf ihrem Durchmarsch eben nicht freudig bewillkommen, da man nicht wissen könne, ob sie nicht eher zur Unterdrückung als zur Befreiung der Herzogthümer bestimmt seien. Da meldet plötzlich der Telegraph, die Oesterreicher in Hamburg behandeln die Stadt wie eine eroberte, der General Sonderecount habe das Turnlokal schließen und die Uebungen verbieten lassen, ja sogar mit Niederschießen gedroht. Jetzt folgten Leitartikel Schlag auf Schlag, in denen Oesterreich mit allen Anschuldigungen Jahrhunderte alter Sünden gegen Deutschland begünstigt wurde, und selbst die österreichische „Presse" hatte nicht einmal soviel Ehrgefühl und Patriotismus, zu warten, bis amtliche Aufklärung erfolgt war, sie stimmte mit ein in das Geschrei der Verdammung, sie machte sogar dem General seine Herkunft als „französischer Legitimist" zum Vorwurf. Als das Lügengeschäft der ganzen Erfindung zu Tage trat, hatte diese selbe Presse die Stirne, mit halben Worten die Wahrheit anzuzweifeln und das Faktum ungläubig lächelnd zu konstatiren, wohl wissend, daß in ihrem Arsenal noch Waffen genug sind, das Lügengeschäft fortzusetzen. Und so geschah es auch. Kaum war die erste Lüge widerlegt, so meldete der Telegraph, derselbe österreichische General habe sich hinter dem Rücken des Bundesbefehlshabers mit dem dänischen Kommandanten in Altona wegen des Einmarsches verständigt, aber der Bundesgeneral habe durch eine scharfe Ordre den Oesterreicher zum Rückzug nach Hamburg genöthigt. Nun erklärt dieser Bundesgeneral, er selbst habe dem österreichischen General befohlen, zur Besetzung Altona's vorzugehen, weil seine Truppen noch weiter zurück seien, und als diese mittlerweile angekommen, habe er seinen Befehl zurückgezogen. Ungestraft darf diese Presse einem General Insubordination und Verrath zugleich vorwerfen, wäre es da ein Wunder, wenn zur Erhaltung der Disziplin und des strategischen Geheimnisses Maßregeln getroffen würden, welche diesen Schwägereien, Lügen und Verleumdungen ein Ende machen!? Was thut aber diese ehrenhafte Presse, seit auch diese Lüge an den Tag kam? Sie sagt, das sei doch wahr, daß der österreichische General mit dem dänischen Kommandanten in Altona Braten, Austern und Wein verzehrt habe, und — so fährt ein Altonaer Correspondent des Schwäb. Merkur fort — auch wenn bei dem Diner keine dänischenfreundlichen Verabredungen getroffen wurden, bleibe dasselbe eine gefährliche Verachtung der öffentlichen Meinung. (Hört! hört! und das „devote Schreiben des Herzogs von Augustenburg an den Kaiser Napoleon"

ist keine Verachtung der öffentlichen Meinung?) Kurz, es ward und wird gelogen nach Herzenslust, alles der nationalvereinlichen Parole zu Liebe: „Hinaus mit Oesterreich aus Deutschland“ und Krieg mit Dänemark und wer sonst noch mitmacht. In Preußen hofft die Clique davon den Sturz des Ministeriums und dann nationalvereinliches Regiment und Politik mit preussischer Spitze in Deutschland.

Es hat eben, wie aus diesem Lügenkram zu ersehen, auch in Deutschland schon gelehrige Schüler von „**Fortschritts-italien**.“ Wie hier das Lügen zur Vollendung geziehen, wissen wir schon. Heut wollen wir nur daran erinnern, was alles über Garibaldi's fortschreitende Genesung und sein demnächstiges Erscheinen auf dem Kampfsplatz gefabelt worden. Was ist nun wahr? Nun, die Wiener Gen.-Corr. meldet darüber: „Was den Gesundheitszustand Garibaldi's betrifft, welchen die Journale der Bewegungspartei in einem äußerst günstigen Lichte schildern, so bin ich durch confidentielle Mittheilungen, welche mir von einem Manne zugehen, der gestern von Caprera angekommen, in der Lage, Ihnen darüber positive Notizen zugehen zu lassen: Trotz aller Heilkünsteleien, welche man bei der Fußwunde Garibaldi's in Anwendung gebracht, ist es bisher noch nicht geglückt, den normalen Gebrauch des beschädigten Beines zu ermöglichen, ja dasselbe dürfte wohl für immer den Dienst versagen. Was auch die Blätter der Actionspartei sagen mögen, so ist doch Thatsache, daß sich Garibaldi buchstäblich auf zwei Krücken gestützt, nur mühsam weiter schleppt. Vom Besteigen eines Pferdes ist unter solchen Umständen gar nicht die Rede, und Garibaldi hat es schon wiederholt ausgesprochen, daß er bei seinem „nächsten Feldzuge“ sich seinen „prodi volontarij“ in einer Sänfte vorantragen lassen werde.“

Aus **Frankreich** wollen wir unsere Leser nicht mit der großen Rede des kleinen Thiers unterhalten, welche die Segnungen des früheren Regiments auf Kosten des jetzigen herausstrich und die „Ordnung mit der Freiheit“ zu krönen aufforderte, sondern etwas „vom Weihnachtsbaum des Kindes von Frankreich“ erzählen. Am Christabend ist jedes Jahr in den Tuilerien ein gemütliches Familienfest. Die Politik ruht und der Kaiser fühlt an diesem solennen Abende als Familienvater, er ist harmlos und gemütlich, redselig und heiter; die Kaiserin legt für diesen Abend alle Eitelkeit bei Seite, ihre Sorge gilt ausschließlich der Freude und Ueberraschung ihres Sohnes.

Es ist keine kleine Aufgabe, ein Kind, in dessen Wiege die Vorliebe ihre reichsten Gaben geschüttet hat, mit Geschenken zu erfreuen und zu überraschen. Andere Menschenkinder mögen entzückt sein, wenn ihnen am Christbaume Zuckerwerk oder bunte Nürnberger Säckelchen zulächeln, wenn Meisterwerke der Schnitz- und Pappkunst ihnen freundlich zuwinken, doch einem Kinde von Frankreich muß mehr geboten werden, um es zu erfreuen. Es wird aber auch diesem Kinde von Frankreich ein Mehr geboten, ein Mehr, das sogar schon einen „Großen“ von Frankreich in freudiges Entzücken versetzen konnte. Wir wollen diese Herrlichkeiten etwas näher beschreiben.

Der Baum, der auf einem reich verzierten Marmortische

wie eine majestätische Eder hoch herauswächst, dehnt seine schlanken Äste ellenbreit aus, sein Wipfel ragt stolz empor zur glänzenden, goldstrogenden Decke. Ein feuerstrahlender Adler und funkenprühende Bienen schwingen sich an den grünen Zweigen empor, und an goldenen Ketten hängen die kostbaren Früchte dieses Baumes.

Betrachte man nur diese Weltkugel: ein elsenbeinerer, feingeschnittener Atlas trägt sie auf seinen Schultern, umspannt von goldenen Meridianen; der Aequator, der sie durchschneidet, bildet einen Kreis von funkelnden Diamanten, die Pole sind feurige Rubine von seltener Größe und prachtvoller Farbe. Das ist ein Weihnachtsgeschenk, das der aufmerksame Vater seinem geliebten Sohne gesendet.

Frankreich spielt auf der östlichen Kugelfeite natürlich die Hauptrolle, prächtige Saphire bezeichnen seine Grenzen. Rom, Mexiko sind saphirähnlich bezeichnet, Italien geht mehr in's Blaue über, England ist so groß wie eine Rußschale, Oesterreich hat so viele Farben, wie der Regenbogen, Polen ist schwarz verändert, Rußland hat mit Asien eine Farbe. Der Atlas, der diese symbolische Weltkugel trägt, hat, wie Alles im heutigen Frankreich, die Physiognomie Napoleons I.

Die Geschenke der Kaiserin sind Erzeugnisse Spaniens, Kataloniens und Arragoniens: Basken und Mauren in bunten, mitunter abenteuerlichen Trachten und Farben bilden malerische Gruppen um stolze Paläste und Kirchen, idyllisch schöne Kinder tanzen in Kastanienwäldern, eine Menge von spanischen Heiligen und Märtyrern, gleichsam ihre Leidensgeschichte erzählend, den glücklichen Kinde; eine aus vielen hundert Figuren bestehende künstlich geformte, plastische Geschichte. Französische Nationaltrachten, vom Kleide des Savoyarden bis zum Zuavenrocke, alles vollständig der Natur treu, haben auf Befehl der Mutter die ersten Schneider der Seinestadt herbeigeschafft.

Fast hätte ich das kleine Arsenal vergessen, daß Napoleon III. seinem Sohne schenkte. Da sieht man eine aus Stahl künstlich von Meisterhand geformte Armstrongkanone, einen Bombenkessel aus Silber, so groß wie eine Kinder-Trommel, Bergkanonen, Musketen, Flinten, Haubizen, Pistolen und wie alle die Werkzeuge des ewigen Friedens heißen. Das sind keine Spielereien mehr, jedes einzelne Stück ist genau nach den Gesetzen der Kriegskunst konstruirt, jedes Glied scharf berechnet und gewogen, ein wahres Arsenal in der Westentasche, das an 10,000 Francs, wo nicht noch mehr kostet. — Die Armee von Mexico spendete dem Prinzen ein ganzes Mexiko im Kleinen, da sieht man die Trümmer von Puebla nach der Natur aus Kork gebildet, die Stadt Mexico mit ihren Kirchen und Straßen, Brücken, Häusern und Kasernen u. s. w. als ein Geschenk des Geniecorps, ferner getreue Abbildungen sämmtlicher Racen und Stämme dieses Landes; Letzteres, wie ich vernehme, ein Geschenk des Marshalls Forey. Pius IX. spendete ein Legendenbuch mit kunstvollen Heiligenbildern. „Höre, mein Sohn, die Lehren Deines Vaters und setze nicht hintan die Ermahnungen Deiner Mutter,“ aus den Sprüchen Salomo's, schrieb eigenhändig der heilige Vater auf ein Blatt.

Victor Emanuel vergaß das Kaiserkind auch nicht; eben-
sowenig wie sein Schwiegersohn. Die Gabe des Königs von
Turin stammt aus Florenz und ist aus Stroh kunstvoll ge-
arbeitet, das Stammhaus der Napoleoniden in Ajaccio vor-
stellend, mit historischer Treue der Wirklichkeit nachgebildet.
Prinz Napoleon spendete eine kleine Drehorgel, welche Natio-
nalmelodien sämtlicher der Erlösung entgegensehenden Völker
Europa's in guter Stimmung leiert. Prinzessin Mathilde
schenkte eine Region künstlich gearbeiteter Vögel, jeder einzelne
repräsentirt einen Volksstamm der Erde und sein Gefieder die
Nationalfarbe desselben. Die vielen anderen Kostbarkeiten, die
der Weihnachtsbaum des kaiserlichen Prinzen noch trägt, über-
gehe ich mit Stillschweigen, weil sie eines allgemeineren charak-
teristischen Interesses entbehren. Es hat also doch im Fami-
lienkreise Napoleons auch gemüthliche Momente!

In Rom sind auch in diesem Jahr die Deputationen aus
Neapel eingetroffen, um dem König Franz ihre Glückwünsche
zum neuen Jahr darzubringen. Die Anzahl der Unterschriften
der verschiedenen Glückwunschadressen soll heuer fast dreimal so
groß sein als früher, und darunter befinden sich Namen von
höchster Bedeutung, deren Kundgabe mehr als Aufsehen erze-
gen wird. Die Adressen an den heiligen Vater aus der Ro-
magna, den Marken und Umbrien haben nicht weniger als
124,000 Unterschriften von Familienvätern und Arbeitern.
Scheinen also von dem piemontesischen Segen nicht sehr er-
baut zu sein!

Prinz Louis Napoleon auf dem Arenaberge.

(Ein Beitrag zur Zeitgeschichte.)

(Fortsetzung.)

Als Verfasser dieses Berichts bezeichnete der öffentliche Unwil-
len in Constanz und im Thurgau einen deutschen Belletristen,
der in seinen Schriften vorzugsweise das Leben und Treiben der
höchsten Stände zeichnet, der also nicht in das Volksgebränge
hätte gehen sollen, „weil ich ein Feind von allem Hohen bin,“
sagt Wagner. Der Berichterstatter, oder der als solcher bezeichnete
Herr, hielt sich damals bei dem Novellisten Spindler auf, dem es
einige Jahre in Constanz gefiel. Louis Napoleon hielt die Allg.
Ztg. selbst und las sie regelmäßig, also auch die Darstellung der
Leichenfeier in Ermatingen. Ein deutscher Schulmann aus der
Nähe machte damals einen Gang in den Garten auf dem Arenab-
erg; er sah in dem zeltförmigen Pavillon auf dem südöstlichen
Vorsprung des Hügels den Prinzen sitzen, dem der Besucher nicht
unbekannt war. Dieser wollte seinen Weg ändern, der Prinz
winkte ihm aber herbei, gab ihm das Zeitungsblatt in die Hand
und sagte: „Lesen Sie einmal dies!“ Er sah blässer aus als an
dem Begräbnistage, seine Lippen zuckten, er sprach mit unter-
drückter Stimme. Es mochte tief schmerzen und erbittern, an
dem Grabe der Mutter vor aller Welt verhöhnt zu werden!
Zwei nachträgliche, in Gold und Azur gemalte Berichte der
Allg. Ztg. über Hortensens Leichentag konnten den Vorläufer
schwerlich vergessen machen.

Hortense hatte für ihren Sohn die Prinzessin Mathilde,
Tochter des westphälischen Erbprinzen Hieronymus, bestimmt, das
Straßburger Abenteuer machte aber die Verbindung unmöglich.
Der Prinz scheint Mathilden wirklich geliebt zu haben; sie wenig-
stens zeigte bei der Auflösung des Verhältnisses die ganze Leiden-
schaft eines liebenden Mädchens, umschlang ihn beim Abschiede
und schloßte gebrochenen Herzens. So erzählte als Augen-
zeuge der gutmüthige Baron v. R., der schon manches Jahr
durch den Tod von den Plagen befreit ist, die ihm Weib und
Tochter bereiteten.

Der Prinz siedelte bald nach dem Tode seiner Mutter nach
dem Schlosse Gottlieben über, einer alten Burg der Bischöfe
von Constanz, in welcher vor mehr als 400 Jahren der Zürcher
Humanist und Chorherr Felix Hemmerli und der Böhme Jo-
hannes Huf als geistliche Revolutionäre als Gefangene gefesselt
hatten. Der Prinz versetzte das öde Haus in wohnlichen Zu-
stand, decorirte es äußerlich mit Spitzbögen und anderen gothi-
schen oder wenigstens alten Weirken, die in Constanz zu
haben waren, wo man z. B. am Münster einen Kreuzgang weg-
gebrochen hatte. Die nun prinzliche Wohnung war jedoch sehr
einfach möblirt; einige Kupferstiche und wenige nicht besonders
werthvolle Gemälde zierten die Wände und zwar in sehr verschie-
dener Weise. In dem einen Zimmer sah man z. B. einen großen
englischen Kupferstich von Christus (Our saviour) und im näch-
sten Zimmer ein kleines Delgemälde, eine weit gediehene erotische
Scene darstellend. Natürlich fehlten die kaiserlichen Reminis-
cenzen nicht, z. B. kaiserliche Grenadiere als Fresken u. dgl.; auf
dem Nachtschiffen figurirte der Kaiser als der Griff eines Glock-
chens! Neben ihm lag der „Salon“ von H. Heine. Der kurze
Aufenthalt des Prinzen in Gottlieben bildet keine schöne Episode
seines Lebens; er kam offenbar herunter. Von seinen fran-
zösischen Gesellschaftern machte keiner einen vortheilhaften Ein-
druck, sie wurden auch sehr wenig beachtet. Persigny, der jetzige
Herzog, wurde indessen in letzter Zeit gar nicht gesehen; von den
andern ist Parquin gestorben. Querel, Oricourt scheinen ver-
schollen, Bailly aber taucht manchmal wieder auf (z. B. bei der
Annexion Savoyens). Er sah damals trotz seines Schnurr-
barts eher knabenhaft als martialisch aus und empfahl sich einer
biervertilgenden Gesellschaft von Schulmännern verschiedenen
deutschen Stammes, indem er sich ihr beigesellte, mit den Worten:
ich war an der Straßburger Affaire theilhaftig.

Durch diesen Herrn und unter dessen Namen schleuderte der
Prinz eine Flugschrift nach Frankreich, in welcher die Affaire von
Straßburg illustriert wurde, indem sie das Abenteuerliche der-
selben wegzuwischen und die Möglichkeit des Gelingens zu be-
weisen suchte. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur
ein Schritt! Sagte ja auch der Dheim, als er aus Rußland im
Schlitten durch Polen heimkutschirte, zum Abbé de Pradt in
Warschau mehrmals: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist
es nur ein Schritt.“ Louis Philippe wurde dieser Provoca-
tion um so mehr müde, als Joseph Bonaparte im Namen der
ganzen Familie Louis Napoleon als das Haupt derselben erklärte
und demselben mit Geldmitteln an die Hand gehen sollte. Die
französische Regierung begann Ende 1837 die Ausweisung des
Präsidenten aus der Schweiz zu verlangen, zuerst in den mil-

besten Formen, am 1. August 1838 aber in einer entschieden gehaltenen Note. Die Tagsatzung war versammelt, ihr legte am 6. der Schultheiß des Vortrags die französische Note vor. Der thurgauische Abgeordnete (Gesandte nach dem damaligen Sprachgebrauch) Dr. Kern, der schon mehrmals genannte Jugendbekannte des Prinzen, gewandter Advocat und radikaler Politiker, bewies in langer Rede, Louis Napoleon sei thurgauischer Bürger und könne nicht einfach auf das Begehren der französischen Regierung ausgewiesen werden; sie selbst habe das Straßburger Attentat nicht bestraft, Laitz's Schrift aber gebe die Schweiz gar nichts an; diese dürfe sich nicht als französische Provinz behandeln lassen und müsse darum das Ansinnen der französischen Regierung zurückweisen. Monnard und Rigaud, die Vertreter von Waadt und Genéve, von 1836 her (Conseilhandel) gegen Louis Philippes Regierung erbittert, unterstützten Kern, die meisten Tagblätter und Volksredner thaten dasselbe, die Tagsatzung aber beschloß, vorerst die thurgauische Regierung über das Bürgerrecht des Prinzen zu vernehmen und einen Ausschuss zur Begutachtung niederzusetzen. Jetzt nahm aber der französische Minister des Auswärtigen, Graf Molé, einen harten drohenden Ton an und gab in einer Note vom 14. August dem Gesandten, dem Herzog von Montebello, den Auftrag, seine Pässe zu verlangen, wenn dem Ausweisungsbegehren Frankreichs nicht entsprochen werde. Das erbitterte in der Schweiz; der große Rath des Thurgau lehnte (22. August) die Ausweisung des Prinzen ab, als dieser (20. August) schriftlich erklärt hatte, daß er kein anderes Bürgerrecht besitze, als das thurgauische, was der französischen Regierung am besten bekannt sei (die Bonaparte waren ja in Frankreich bürgerlich todt erklärt). Damit sollten die einzelnen Stimmen zum Schweigen gebracht werden, welche eine strenge Untersuchung der prinzipiellen Bürgerrechts verlangten, damit er im Falle, daß er wirklich Bürger sei, für seine Kaiserprätensionen und Umtriebe gegen die französische Regierung gestraft werde, während man andererseits das übermüthige Begehren Frankreichs zurückweise. Die Tagsatzungs-Commission kam zu keinem einhelligen Entschlusse, die Tagsatzung selbst vertagte sich (5. September) bis 1. October, damit sich die Gesandten von ihren Cantonen neue Instruktionen einholen könnten. Indessen machte die radikale Partei bereits Capital aus diesem Handel; die Abweisung des französischen Begehrens war bereits Schweizerfreiheit und Schweizererehre gleichgestellt, und wer über den thurgauischen Bürger und französischen Kronprätendenten den Kopf schüttelte, mußte sich bereits als Jesuit, Ultramontaner, Aristokrat und Bürgerknecht betiteln lassen, gerade wie es einem heute in Deutschland geht, wenn er sich nicht zum Fortschrittsphilister qualificirt. Die Gemeinde von Oberstraf bei Zürich schenkte dem Prinzen ihr Bürgerrecht, und er beillie sich, ihr zu danken, während die Züricher Regierung den Gemeindebeschluss vorläufig weder genehmigte noch verwarf, also werthlos machte.

(Schluß folgt.)

Die Herrschaft des Mörders von Anbeginn und die Ermordung der Königin von Frankreich.

(Geschichte der Königin Maria Antoinette von Edmont und Jules de Goncourt.)

(Schluß.)

In Paris schlug bereits um fünf Uhr Morgens die Trommel; in allen Sectionen wirbelte der Generalmarsch. Um sieben Uhr waren dreißig tausend Menschen auf den Beinen; Kanonen standen an allen Brücken, Plätzen und Kreuzwegen. Um zehn Uhr wurde die Circulation aller Wagen in den Straßen vom Justizpalaste ab bis nach dem Revolutionsplatze untersagt, und Patrouillen durchstreiften Paris.

Dreihunderttausend Menschen hatten gar nicht geschlafen; die übrigen waren beim Generalmarsch erwacht. Der Hof der Conciergerie, die Seitengassen, der große Perron des Parlaments, Straßen, Fenster, Brustwehren, Gitter, Balkone, Dächer — Alles war vom Volke besetzt, das auf sein Schauspiel harrete.

Elf Uhr schlug's von den Thürmen auf diese schweigende Menschenmenge herab. —

Alle Köpfe, alle Augen drehten sich nun nach der Seite, von wo der Karren kommen mußte — ein elendes Ding mit schmutzigen Rädern, ein Brett, als Sitz, mit, ohne Stroh, noch Heu auf dem Boden, mit einem kräftigen Schimmel davor, dem voran ein Mann ging. — Die Minuten schienen sich zu verlängern. — Ein dumpfes Gemurmel lief durch die Menge. — Jetzt gab ein Offizier sein Commando; das Gitter öffnete sich: die Königin erschien, weiß gekleidet.

Hinter der Königin ging Samson, der die Enden eines dicken Strickes hielt, womit die Ellenbogen der Königin nach hinten gezogen wurden. Marie Antoinette machte einige Schritte — Ein kleiner, nur zu kleiner Tritt führte auf den Karren hinauf. Samson wollte ihr die Hand reichen, um sie zu unterstützen; aber die Königin dankte durch ein Zeichen, stieg allein hinauf und wollte eben die Bank überschreiten, um sich dem Pferde gegenüberzusetzen, als Samson und sein Gehilfe sagten, daß sie sich umkehren müsse. Der Prediger Girard, im Civilanzug, bestieg dann den Karren und setzte sich der Königin zur Seite. Samson befand sich hinter ihr, so daß er sich gegen die Rückwand des Karrens lehnte; er hatte noch immer den Strick in der Hand, aber mit sichtbarer Sorgfalt ließ er ihn nach, um die Arme der Königin nicht zu fest zu schnüren. Samson's Gehilfe war hinter ihm. — Nur die Henker sollten an diesem Tage voller Anstand sein! —

Endlich rollte der Karren aus dem Hofe und durch die Menschenmenge. Das Volk beherrschte sich anfangs und war still, während der Karren in der Mitte der Gensdarmen zu Fuß und zu Pferde durch eine doppelte Reihe Nationalgarden gezogen ward.

Die Königin war mit einem schlechten Nachtmantel von weißem Piqué, der über einen schwarzen Unterrock fiel, bekleidet. In den Händen hielt sie ein schmales schwarzes Band, um ihren Hals lag ein weißes Mousselin Tuch; sie trug schwarze Strümpfe und schwarzlederne Schuhe mit zwei Zoll hohen Hacken, à la Saint Huberty genannt. Man hatte es ihr nicht bewilligt, entblößten Hauptes nach dem Schaffott zu fahren, sondern

eine Einon-Mütze ohne jede Garnirung verbarg dem Volke die schneeweißen Haare, die ihr die Revolution gebracht hatte. — Die Königin war bleich; ihr Blut hatte sich nach den Augen gezogen und diese erhit; ihre Wimpern waren starr und unbeweglich; ihr Haupt war aufrecht; ihr Blick schweifte mit Gleichgiltigkeit bald über die Espaliere der Nationalgarden, bald über die Gesichter an den Fenstern, bald über die dreifarbigten Fahnen oder Inschriften an den Häusern. —

Der Karren bog jetzt in die Rue St. Honoré ein. Das Volk verlangte, daß die Männer sich von den Fenstern entfernten. — — Beinahe dem Oratorium gegenüber warf ein von seiner Mutter emporgehaltenes Kind mit seiner kleinen Hand der Königin einen Kuß zu. — Das war der einzige Augenblick, wo Marie Antoinette zu weinen fürchtete.

Bei'm Palais Egalité belebte sich der Blick der Königin einen Moment und die Inschrift an dem Thore entging ihr nicht.

Einige Klatschen während des Zuges der Königin in die Hände, Andere Schreien.

Das Pferd ging Schritt und zog langsam seinen Karren fort. Die Königin mußte „lange den Tod trinken!“

Vor Saint Roche hielt der Karren unter Geschrei und Gebrülle der Menge an. Tausend Schimpfreden tönten von den Stufen der Kirche wie eine Einzige herüber und begrüßten die dem Tod entgegengehende Königin mit Gemeinheiten. Aber sie, majestätisch und ruhig, verzicht ihnen.

Von Neuem setzte sich der Karren in Bewegung, begleitet vom Geschrei des Volkes, welches voran ging. Nach hatte die Königin kein Wort mit dem Prediger Girard gewechselt; nur von Zeit zu Zeit hatte sie ihm durch eine Bewegung zu verstehen gegeben, daß sie die Knoten der Stricke schmerzten. Girard hatte, um sie zu trösten, seine Hand auf den linken Arm gelegt. In der Passage der Jacobiner beugte sich die Königin zu ihm und schien ihn über die Inschrift oberhalb einer Thür zu befragen, die sie nicht recht sehen konnte, und welche lautete: „Republikanisches Waffenhaus zur Vernichtung der Tyrannen.“ Statt aller Antwort hielt ihr Girard ein Kreuz von Eisenbein entgegen. In demselben Augenblick jedoch erhob sich der Schauspieler Grammont, der sich mit seinem Pferde um den Karren herumtummelte, in seinen Steigbügeln empor, schwenkte seinen Degen und rief, indem er sich gegen die Königin drehte, dem Volke zu: „Hier sehet die infame Antoinette! . . . Sie ist zum Teufel, meine Freunde!“ — —

Es war Mittag. Guillotine und Volk warteten bereits; endlich kam der Karren aus dem Revolutions-Platz an.

Die Wittwe Ludwig's XVI. stieg herab, um dort zu sterben, wo ihr Gemahl verblutete.

Die Mutter Ludwig's XVII. drehte noch einmal die Augen nach der Gegend der Tuilleries und ward bleicher als sie schon war. Dann stieg die Königin von Frankreich auf's Schafot und legte den Hals unter das Fallbeil. — —

„Es lebe die Republik!“ schrie plötzlich das verteilte Volk. — Samson zeigte ihm den Kopf Marie Antoinettens, während unten an der Guillotine der Gensdarm Mingault sein Taschentuch in das Blut der Martyrin tauchte. —

Vermischte Nachrichten.

Breslau. (Zur Warnung!) Bei W. Jacobsohn & Comp. hieselbst erscheint unter dem Titel: „Breslauer Volksspiegel oder Myserien von Breslau“ ein Leseerwerkes, welches sich die Aufgabe gesetzt hat, „Sittenschilderungen aus der Gegenwart, getreu nach dem Leben gezeichnet“ dem Lesepublikum in der Form von Novellen und Romanen darzubieten. Wir wollen die Leser unseres Blattes auf die erste Liefierung dieses schamlosen Werkes durch einige Hinweisungen aufmerksam machen, damit Jedermann wisse, was er von diesen „Myserien“ und ihrem Herausgeber Th. Rohmann zu halten habe.

1) Ein Pastor v. Roose wird als elender Wüßling geschildert. Er lebt mit seiner Köchin, einer gesunkenen Dirne, im vertrautesten Umgange, wird ihrer überdrüssig, schiebt sie in ein öffentliches Hospital und hofft, sie werde bei der grausamen Behandlung des unverständigen Arztes und der von ihm besessenen Krankenschwäger entweder sterben oder irrsinnig werden. (S. 57.) Als Vorsteher eines Wohlthätigkeitsvereines ist er nur ein lästiger Liebhaber der armen Mädchen, die gezwungen sind, seine Hilfe anzusprechen. (S. 24 u. 35.)

2) Ein kathol. Priester, Johannes Maurer, besucht oft ein lüderliches Haus, lernt die noch unverdorbenen Nichte der Kuppelerin kennen, verführt sie durch die Erzählung „der rührenden Geschichte von Luther und seiner Frau,“ verläßt treulos die Geschändete, und wird von den strengen geistlichen Richtern, die gewiß größere Sünden begangen haben, in eine andere Döfse (!) verjagt. (S. 54—57.)

3) Ein kathol. Priester P. Theodor, wird aus einer Weinhandlung zum Kranken gerufen; zwar mit Widerwillen, aber mit feierlichem Klingeln und lauten Gebeten folgt er dem Rufe, schleudert seine Amtsverrichtung ab und giebt seinem Beichtkinde den Rath, es müsse in der Welt nach deren Regeln zu leben verstehen. Er kehrt zur angebrochenen Weinflasche zurück, theilt dort andeutungsweise mit, was ihm gebeichtet worden und eröffnet zu Hause seiner Wirthschafterin, „einer munteren Bierzigerin in bester Nahrung“ in der schamlosesten Weise das Beichtgeheimniß. (S. 52—57.)

4) Eine Sippchaft der gemeinsten Gauner wird unter dem Titel: „Jesuiten-Collegium“ im Cp. 8 eingeführt. Man will einen großartigen Betrug, der sich auf 10,000 Thlr. beläuft, ausführen und erklärt dabei: „Sonst waren die Jesuiten groß in diesen Dingen. Ihr Ruhm ist unvergänglich.“ —

5) Ein gewisser Eugen schwärmt für seine Anverwandte und rechtfertigt seine Leidenschaft durch die Erklärung, daß die Verbote der Heirathen zwischen Blutsverwandten von Frömmelern gemacht seien, welche die hl. Schrift nicht gelesen (S. 39), daß das Recht der Natur heiliger sei, als jedes andere (S. 41), daß Gott die Liebe nicht verdamme (S. 42).

So wird die Fleischlust gepredigt und findet treue Anhänger in der heinbeligen Martha Simmerlin (S. 13) und in der Seelenverkäuferin Frau Mandelhuber. (S. 53.)

Aus Allem leuchtet die Absicht hervor, die Religion, das Christenthum, die hl. Sacramente, den Priesterstand in der schamlosesten, schamlosesten Weise zu profaniren und die Sittlichkeit zu untergraben.

Daß es an Seitenhieben gegen die einzelnen Behörden nicht fehlt (z. B. der „Erkaut“ der päpstlichen Dispense (S. 47), die Strenge des geistlichen Gerichtes (S. 57), die Kostspieligkeit der Prozesse (S. 33), die unvernünftige Krankenpflege (S. 51), die Nothwendigkeit der Heuchelei für einen Staatsmann (S. 13)), dies liegt in der Tendenz des Schandbells, den christlichen Glauben und die Ehrfurcht gegen die Obrigkeit zu vernichten.

Das sind die Sittenschilderungen, welche die sogenannten „ausgezeichnetsten Schriftsteller Schlesiens“ von den Bewohnern der Hauptstadt entwerfen. Es fragt sich, werüber man mehr staunen soll, ob über die Frechheit, mit welcher man dem Publikum zumuthet, unbewiesene — höchst gravirende — Auslagen über die Bewohner einer ganzen Stadt mit gutem Gelde zu be-

zahlen, oder über die Eithargie, welche bei Kenntniß dieses böshafter Schandbills kein Wort der Abwehr gegen die Verleumdungen bis jetzt hat laut werden lassen, oder endlich darüber, daß solche Waare ungehindert feilgeboten werden darf. Nur zu damit, die Früchte solcher Ausfaat reifen schon und der Erntesegen wird nicht auf sich warten lassen.

Neustadt D.S. Unsere höhere Bürgerschule hat die erste Stipendienstiftung in Aussicht. Es hatte sich nämlich ein Comité gebildet, um dem verstorbenen Erzpriester Poppe ein einfaches würdiges Denkmal herzustellen. Viele Freunde und Bekannte des Verewigten steuerten so reichlich bei, daß ein namhafter Ueberfluß gemacht wurde, von dem das Comité, gewiß nicht gegen den Sinn der Geber, einen Theil zu oben genannten Zwecke bestimmt hat. Die Zinsen der Summe soll ein armer und fleißiger Schüler aus der Pfarrgemeinde Neustadt erhalten.

Halle. (Leidiger Trost.) In dem Haller protest. Volksblatt lesen wir folgenden Zug aus dem (protest.) Seelsorgerleben. Eine Dame aus gebildetem Stande hat ihr einziges Kind zu Grabe getragen. Sie ist tief betrübt. Herr V., Oberpastor, Professor, Superintendent, Consistorialrath und Verfasser einer laubaren Vernunftreligion — übrigens ein behäbiger Lebemann — geht hin, die arme Frau zu trösten. Was er Alles aus seiner reinen Vernunftapostelie hervorgeholt, um Vernunftbalsam auf das wunde Herz zu legen, wird nicht näher angegeben. Der betrübten Frau wird der Salbader endlich doch zu arg und sie fährt dem leidigen Tröster in die Rede: „Herr V., ich weiß, (der Katholik hätte gesagt: ich hoff) daß ich mein Kind im Himmel einst wiedersehen werde, und das ist mein einziger Trost.“ Das muß den gelehrten Herrn verdrossen haben, oder hielt er es für seine Amtspflicht, die arme Seele von ihrem Irrthum zu heilen, genug, er erwiederte: „Mein, meine Liebste, damit können Sie sich gar nicht trösten; denn die Gelehrten sind noch lange nicht darüber einig, ob's ein Leben und Wiedersehen nach dem Tode gebe oder nicht.“ Damit erhob er sich und ging davon.

Da nun dräben die „Gelehrten“ so ziemlich über gar nichts einig sind — es sei denn im Widerspruche gegen die katholische Kirche — also der Trost im Leben und Sterben gar so mager auszufallen pflegt, so darf man sich nicht zu sehr wundern, wenn derlei „Gelehrte“ den Leuten die protestantische Religion ganz leich machen. Hier liegt einer der Hauptgründe des verbreiteten Unglaubens. Ob die armen Leute dann noch immer warten sollen, bis ihre „Gelehrten“ einig sind? Das Weltende könnte darüber kommen. Die katholische Kirche braucht nicht erst auf die „gelehrte Einigkeit“ zu warten, um die christliche Wahrheit zu wissen und zu lehren. Sie besitzt sie, seit der göttliche Heiland sie beauftragt hat, in der ganzen Welt das Evangelium der Wahrheit aller Kreatur zu predigen. Hoffentlich werden den Leuten allgemach die Augen aufgehen, wo sie „Trost“ finden.

Dresden. Das sogenannte Pleitwerden (Bankerottmachen) und plötzliche Verschwinden ist hier jetzt recht häufig vorgekommen, denn in vierzehn Tage sind nicht weniger als drei Bankiers (eigentlich bloß Geldwechsler) und ein Advocat von dieser Manie ergriffen worden. (Nichts, als Fortschritt!)

München. (Ein Gaunerstückchen.) Am Staatsbahnhofe befand sich eine Lage zugeführter Bretter. Ein Soldat der hiesigen Garnison bot sie vor 4 Wochen als sein Eigenthum einem hiesigen Einwohner zum Kaufe an. Man einigte sich über die Summe von 100 fl. Der Käufer zahlte sogleich 40 fl. und erbot sich, den Rest von 60 fl. in einem Monat flüssig machen zu wollen. Mittlerweile stellte der rechtmäßige Eigenthümer sich ein, erfuhr, wer seine Bretter weggeführt habe und trat, da der Käufer sich weigerte, dieselben herauszugeben, gegen diesen Klagen auf. Jener Soldat vermochte aber die 60 fl. nicht zu verschmerzen; er verschaffte sich Civilkleider und kam Dienstag in die Wohnung des Käufers, um den restigen Betrag zu holen. Sofort wurde seine Arretirung und Einlieferung veranlaßt. Ein Kluchverfuch auf dem Wege zur Polizei war vergeblich.

Nürnberg. (Grundgemeinheit.) Der N. A. fordert die Bewohner Nürnbergs auf, die nach Holstein ziehenden österreichischen Soldaten als „Feinde“ zu betrachten, nicht in „übelangebrachter Weichherzigkeit durch freundliche Blicke mit denen zu kokettiren, welche die unglücklichen Holsteiner gebunden an Dänemark zu überliefern im Begriff sind.“ Grundgemeinheit Hand und Hand mit Lüge!

Siebenbürgen. (Die „Nazarenen“) eine Sekte, deren Hauptgrundsatz darin besteht, daß die Kinder erst in ihrem zwölften Lebensjahre getauft werden sollen, daß Geistliche und Trauungen überflüssig sind u. s. w., machen in einigen Orten Siebenbürgens viel von sich reden. Ihr Hauptstz scheint in Neß-Basarhely zu sein, wo ein verdorbener Studiosus an der Spitze der Sekte steht und dem Volke extravagante Reden hält. Die Stadtbehörde wurde jedoch von seinen Glaubenssagen nicht erbaut und veranlaßte dessen Verhaftung und in den letzten Tagen versielen auch einige seiner enragirtesten Anhänger demselben Schicksale.

— (Krasser Aberglauben.) Der Erdelyi Postta schreibt man: Die grassirende Viehsuche ist auch im Dorfe Hosbath ausgebrochen und binnen ungefähr vierzehn Tagen sind 30 Stück Vieh gefallen. Das unwissende Volk forschte, um den Grund der Suche zu beseitigen, der Hefe nach, welche Schuld daran sein mußte, und wandte sich an eine in Szarna-Karestur wohnende Wahragerin, um von ihr die nöthige Anweisung zu erhalten. Die Wahragerin ließ sich Erde von einiger Gräbern bringen, und nachdem sie dieselbe untersucht hatte, sagte sie, daß die Hefe sich nicht unter den Todten befinde. Dann brachte man ihr einige Haare einer in Hosbath wohnenden alten kränklichen Wallachin, und diese — behauptete die Wahragerin — sei die Hefe. Zur besseren Ueberzeugung ließ sie sich zu der armen alten Frau führen, zwang diese unter dem Beistand der Dorfbewohner, sich untersuchen zu lassen, und als sie am Rückgrat derselben einen Auswuchs fand, sagte sie, dies sei das Zeichen der Hefe. Nun gab sie den Leuten die Weisung, die Hefe an einen Punkt zu führen, wo die Grenzen zweier Dörfer zusammenstoßen, denn dort werde sie entweder vom Teufel geholt, oder von Wölfen gefressen werden.

In Utrecht hat man gefunden, daß Kinder, die am Keuchhusten leiden, dadurch rasch und sicher geheilt werden, wenn man sie in dem Reinigungslocale der Gasfabrik Gas einige Augenblicke lang einathmen läßt; in keinem Falle mißlang der Versuch.

Rom und Turin. Nach den jüngsten statistischen Daten hat Rom 203,550 Einwohner; dem Priesterstande sind angeblich 6472, die kath. Laien zählen 187,186; Militär 4893 Mann; Juden 4484; akatholische Christen 361, und — Inhaftirte 152. Nur 152 Gefangene! Und Turin mit nahezu gleicher Einwohnerzahl zählt deren schier zwanzig Mal so viele! Auch ein Maßstab für den wahren Fortschritt und die wahre Moralität der Geseke!

Ceylon. (Schuldner-Exekution.) Auf Ceylon zieht der Gläubiger seinem Schuldner bei der ersten Mahnung die Kleider vom Leibe; dann giebt er ihm bei Tag und Nacht einen Wächter bei. Hat der Schuldner nach abgelaufenem Termin nicht bezahlt, so bekommt er einen schweren Stein zu tragen. Ist nach dem zweiten, dritten Termin die Schuld nicht getilgt, so wird die Anzahl und das Gewicht der Steine verdoppelt und verdreifacht. Zugleich werden ihm die nackten Lenden mit Dornen umwunden und er muß lange Strecken mit dem Wächter spazieren gehen. Ganz zuletzt kommt der Gläubiger in Person zu ihm und droht, sich zu vergiften. Manchmal hält er Wort und dann wird der Schuldner als Mörder hingerichtet. — Zu Canton in China trifft man am Abend vor dem neuen Jahre, in dem die Schuldforderungen des vergangenen nicht mehr gelten, folgendes Abkommen mit dem bösen Schuldner: Der unbefriedigte Gläubiger geht in die Wohnung des Schuldners, zer schlägt ihm sein Geschirr und seine Möbel und prügelt ihn selbst

ordentlich durch, worüber dieser nicht klagen darf. Ist die letzte Stunde des alten Jahres verfloßen, so setzen sich Gläubiger und Schuldner freundlich zusammen und trinken mit einander. Schuldforderung und Schläge sind vergessen.

Australien. Die Bewohner der Inseln des Südsee-Archipels, welche, heilsüchtig gesagt, noch immer trasse Kannibalen sind, zeichnen sich neben ihrem Appetit nach Menschenfleisch auch noch in der Kunst Münchhausen's die Wahrheit zu sagen sehr vorthellhaft aus. Einer dieser Inselaner, der sich einige Zeit in Sydney aufgehalten, entwarf nach Rückkunft seinem Häuptling folgendes Bild von den englischen Colonisten: Seht, König, sagte er, Ihr wundert Euch über die Geschicklichkeit der Beissen, mit der sie hier unsere großen Bäume in Bretter zerlegen. Das ist noch gar nichts. Ich wollte mir die in einem Wald bei Sydney gelegenen Sägemühlen ansehen. Schon vier Tage vorher, ehe ich an den Platz kam, war die Lust so sehr mit Sägespänen angefüllt, daß ich kaum sehen konnte. Je näher ich kam, desto schlimmer wurden die Wolken und ich mußte die Augen schließen, um nicht stockblind zu werden. Endlich kam ich ganz im Dunkeln herangekloppt und was sah ich? Mehrere hunderttausend Sägemühlen, die von einem Bache getrieben wurden. — Ein anderer Reisebericht dieses Südsee-Inselaners lautete dahin, daß er in Sydney die Länge der dortigen Soldatenkaserne habe ausmessen wollen, aber, nachdem er volle drei Monate lang gemessen habe, sei er noch nicht zum Ende gelangt und habe dann nicht weiter messen mögen, weil es doch vergebliche Mühe gewesen wäre.

Anstellungen und Beförderungen.

Im geistlichen Stande.

Se. Fürstbischöfliche Gnaden der Hochw. Herr Fürstbischöf haben 1) den Priester-Zubilar, emerit. Pfarrer und Benefiziaten an der St. Elisabeth-Kapelle der Kathedrale in Breslau Herrn Jos. Seeliger zum Erzpriester, 2) den Pfarr-Adm. Herrn Wilh. Häckel in Altitz zum Erzpriester des Archipr. Sagan ernannt.

Im Schulstande.

Den 12. Januar. Adj. Heinrich Biemel in Polenz als solcher nach Camenz. — Adj. Jos. Wirsch in Leinitz als solcher nach Polenz, Kr. Neumarkt. — Den 15. Jan. Hilfslehrer Franz Thiel in Camenz als Lehrer an der katbol. Stadtpfarrschule in Frankenstein. — Den 16. Jan. Adj. Gustav Buchal in Bärdsdorf als solcher nach Bernsdorf, Kr. Münsterberg. — Adj. Herrm. Klink in Bernsdorf als solcher nach Bärdsdorf, Kr. Münsterberg. — Den 18. Jan. Adj. Rob. Ritter in Ernsdorf als provvis. Lehrer nach Kleinmerwitz, Kr. Liegnitz. — Adj. Zul. Paul in Gr.-Neundorf als Schullehrer nach Jacobsdorf, Kr. Meisse.

Zodesfall.

Den 14. Januar starb der Schullehrer Constantin Rende in Hundesfeld im Alter von 57 Jahren an Lungenschwindsucht.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Laura Diertag, Hr. V. Cohnstädt, Ologau; Frä. Agnes Schneider, Hr. G. Prätorius, Neumühle; Frä. Herr. Eile, Hr. G. Bornstein, Breslau.
Gestorben. Herr. Fr. Rittergutsbes. Elisabeth Korn, Breslau; Fr. Henriette Gräfin Königsdorf, Breslau; Kfm. G.

Schreiber, Breslau; Restaurateur Aug. Menzel, Meisse; Fr. Rittergutsbes. G. Untast, R.-Poppschütz; Postmeister Dr. Lieut. Großer, Landesbut; Fr. Gasthofbes. M. Kloss, Lissa; Baron v. Plotho, Zerben; Postbriefträger C. Langner, Breslau.

Todes-Anzeige.

An dem gestrigen Tage, Nachts 10½ Uhr, starb im Kloster der Barmherzigen Brüder der ehemalige Pfarrer **Robert Meßel**, mit den hl. Sterbesacramenten versehen, an der Wassersucht, in einem Alter von 57 Jahren 8 Monaten und 16 Tagen.

R. i. p. [17]

Neustadt O./S., den 18. Januar 1864.

Heute früh 8 Uhr vollendete nach mehrwöchentlichem Krankenlager, mit den hl. Sacramenten versehen, der emerit. Erzpriester Herr Pfarrer **Joseph Knoblich** in Hennesdorf, Kreis Oblau, in einem Alter von 73 Jahren und 9 Monaten, seine irdische Laufbahn. Wir empfehlen seine Seele dem frommen Gebete aller Gläubigen und dem Memento aller Confratres.

Brieg, den 19. Januar 1864. [18]

Die Geistlichkeit des Archipresbyterats Brieg.

Dankfagung.

Ein reichliches „Vergelt's Gott“ rufen auch wir allen Wohlthätern des Meißner Paramenten-Vereins zu, für die schönen und reichen Gaben, welche uns von demselben als Geschenk überandt worden sind. [20]

Die arme katholische Gemeinde zu Sommerfeld.

Die Wollen- und Seidenfärberei, Druckerei und Garderobe-Reinigungs-Anstalt von P. Viehler in Grottkau

erlaubt sich einem hochwürdigem katholischen Klerus zur Umfärbung alter und sahl gewordener Kirchen-Paramente jeder Art zu empfehlen, mit der Versicherung, daß dieselben dann von den neuen kaum zu unterscheiden sind.

Alle auswärtigen Aufträge werden schnell und billigt effectuirt und jede gewünschte Auskunft bereitwilligst ertheilt.

Das Annahmelokal für **Viehler's Schönfärberei** befindet sich in **Meisse** am Ringe, bei Herrn Kaufmann **Zeichmann**, vis-à-vis der Hauptwache. [14]

Einer besondern Beachtung empfehle in meinem **Leinwand-Geschäft** (eigenes Fabrikat)

Leinwand in Nestern,

da dieselben bedeutend billiger zu stehen kommen als vom Schod geschnitten; ebenso rein leinene **Taschentücher**, zu auffallend billigen Preisen.

Am Neumarkt, in der „blauen Marie.“

[19] **Auguste Kühn.**

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Ein oder zwei Lehrlinge als Maler können sofort oder Oftern o. ein Unterkommen finden. Wo? ist in der Expedition d. Bl. zu erfahren. [21]

Breslauer Börse vom 21. Januar 1863.

Getreide-Preise vom 21. Jan.

Freiw.Staats-Anl.	4½	—	Posener Pfandbr.	3½	—	Schles.neueLit.B.	4	—	W. Weizen Schfl	54—62—67Sg.
conv. v. 50 u. 52	4	93½ G.	do. do.	4	—	do. Lit. C.	4	100½ B.	G. Weizen	52—57—60
Preuss. Anl. 1853	4	—	do. do. neue	4	93½ G.	do. Lit. B.	3½	—	Roggen	37—39—41
Preuss. Anl. 55. 56	4½	100½ B.	Schles. Pfandbr.	3½	91½ G.	Schles. Rentenbr.	4	96½ G.	Gerste	31—34—37
Preuss. Anl. v. 59	5	103½ G.	do. Rustical	4	—	Posen. Rentenbr.	4	93½ B.	Hafer	25—27—29
Präm.-Anl. 1855	3½	119½ B.	do. do.	3½	—	Oesterr. Nat.-Anl.	5	65 G.	Erbsen	40—43—48
Staats-Schuldsch.	3½	87½ G.	Schles. neue Lit. A.	4	100½ B.	Oesterr. Banknoten	81½ G.	—	Kartoffeln	Sack 26—36